

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 13

Artikel: Liebeserklärung
Autor: Hochheimer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Na, nachdem ich nun schon so weit gegangen und in die Familienverhältnisse mehrerer Familien verstrickt war, wollte ich schliesslich nicht mehr zurück. Schliesslich ging es um meine Wohnung!»

«Armer Oscar!»

«Ja, es war fürchterlich. Ganze Nächte verbrachte ich damit, die Akten zu studieren, die Gesetze, die Paragraphen zu erlernen. Und am Tage des Termins liessen meine entflammten Zwischenrufe natürlich sämtliche Anwesenden über diese Uneigennützigkeit eines Fremden staunen. Schliesslich rief ich in offener Gerichtsverhandlung:

«Nein, meine Herren, nicht Verschwendung, sondern Grosszügigkeit ist es, die dieser Mensch beweist! Anstatt sein Vermögen eifersüchtig im engsten Familienkreis zurückzuhalten, lässt er viele seiner Mitmenschen Profit und Nutzen daraus ziehen. Heisst es nicht, Gemeinnutz geht vor Eigennutz? Und ist es nicht die Allgemeinheit, diese innige Verbundenheit von Mensch zu Mensch...

Am Ende lag der ganze Gerichtshof in Tränen!»

«Grossartig!»

«Also: so gewann der Baron seinen Prozess und konnte das versprochene Geld geben, die Schwester des Angestellten liess sich operieren und konnte arbeiten, ihr Bruder zog sich von der Arbeit zurück, der Bräutigam nahm die freigewordene Stellung ein, die Braut durfte ihn heiraten, ihre Eltern und sie selbst zogen aus und... die Wohnung war frei!!»

«Gratuliere!» rief ich begeistert. «Na, dann bin ich eben umsonst gekommen.»

«Umsonst? Wieso?»

«Seit acht Tagen versuche ich vergeblich, dir mitzuteilen, dass ich für drei Jahre nach L... versetzt bin und dass ich dir für diese Zeit meine Wohnung zur Verfügung stellen...»

Ich brach ab. Oscar hatte sich so plötzlich aufgerichtet, als wolle er sich auf mich stürzen. Er liess sich dann aber nur mit einem kläglichen «Oh!» auf sein Bett zurücksinken.

Liebeserklärung

Von Albert Hochheimer

Sie waren allein — endlich der fröhlichen Gesellschaft im Nebenzimmer entschlüpft und standen nun befangen nebeneinander am Fenster.

Der Mond war aufgegangen, gelb und riesengross wie eine glühende Scheibe. In der Ferne glitzerten Lichter, als hielte eine Hand sie schwebend über der Ebene, und der Ton einer grossen Glocke — von irgendwoher — der anschwellte und verebbte, um von neuem zu erklingen, erfüllte allmählich das Zimmer, das Haus und die ganze Welt mit ununterbrochenem Schwingen.

Aber die Minuten tickten ungenützt vorüber. Er suchte vergebens nach einem Anfang und wusste doch, was zu tun war, dass er nur die eine Frage zu stellen hatte — geradewegs nur fragen musste: «Liebst du mich, Elisabeth? — Liegt dir wirklich etwas an mir, mehr als an Robert oder sonst jemandem? Willst du mich eines Tages heiraten?» Und wenn das heraus war, galt es, unbekümmert fortzufahren, mit Worten, die er sich schon längst zurechtgelegt und unzählige Male wiederholt hatte, um das Richtige zu gute Stunde bereit zu haben — galt es zu sagen: «Oh, ich werde Geld verdienen. Darum mach dir keine Sorgen. Siehst du

nicht, dass ich schon damit angefangen habe? Ich bin all den anderen vor, die ihre Zeit mit Vergnügungen vergeuden, und schon fast in der Lage, eine Familie zu ernähren. Und dabei habe ich doch erst angefangen. Ich werde reich sein, bevor du es ahnst. Sag mir bloss, ob du mich liebt...»

Ja, es war so einfach, sich selbst diese Dinge klarzumachen, aber unendlich schwer, mit ihr darüber zu reden. — War denn wirklich jetzt der Augenblick dazu, gerade jetzt, wo sie offenbar an etwas anderes dachte? Ihre Blicke waren in die Weite gerichtet, als zählte sie die Lichter drüben an den Abhängen der Hügel und lauschte dem auf- und abschwellenden Klang der grossen Glocke.

Sie wandte den Kopf. Das Mondlicht liess ihr blondes Haar golden schimmern. Da begann er:

«Sag, Elisabeth...» und schwieg. Vor ihren fragenden, erstaunten Augen vermochte er den Satz nicht zu Ende zu sprechen.

Vielleicht liebte sie ihn auch gar nicht. Er bot ja keinen besonders schönen Anblick, mit dieser Haarlocke und all den Sommersprossen, die allerdings, wie seine Mutter versicherte, mit der Zeit verschwinden würden. Und auch sonst kam ihm

mancherlei in den Sinn, was seinen Wert herabsetzte, seine Schüchternheit zum Beispiel, die er aber mehr für Zurückhaltung hielt...

Die Zeit tickte vorüber, und die glückliche Gelegenheit verstrich ungenützt. Seine Hände begannen zu schwitzen.

Ach, wenn Elisabeth sich doch gegen ihn lehnen wollte, aber so etwas tat sie natürlich nicht, und es wäre unverfroren, selbst den Anfang zu machen — einfach seinen Arm um ihre Schulter zu legen und sie an sich zu ziehen, wie er sich's ausgedacht hatte.

Die Glocke war längst verstummt, und die lärmende Fröhlichkeit ging nun in das aufgeregte Stimmengewirr des Aufbruches und des Abschiednehmens über.

Es war zu dunkel, um den Ausdruck ihrer Züge zu erkennen, und er war froh, dass sie nicht bemerken konnte, wie er sich quälte und mutlos den Kopf hängen liess, denn diese Gelegenheit war nun vorüber, und wie diese würde die nächste und alle anderen ungenützt vorübergehen, und das ent-

scheidende Wort immer unausgesprochen bleiben, das fühlte er jetzt mit schmerzlicher Gewissheit.

An dem Augenblick aber, als er sich mit einem Achselzucken abwandte, um zu den anderen zurückzukehren, fühlte er ihre Hand auf seinem Arm, und indes er verwundert und erschreckt in ihr Gesicht starrte, das nun bis ins Einzelne deutlich wurde, hörte er ihre Stimme wie einen Hauch vorüberhuschen.

«Ich liebe dich», sagte sie. «Ich frage dich, ob du mir glaubst?»

«Ja», er nickte langsam und hielt den Atem an. Es klang, als meinte sie es wirklich.

«Wenn du mich lieben könntest?»

«Ja», flüsterte er.

«Du glaubst, dass du es könntest?»

«Ich weiss es», erwiderte er und wollte hinzufügen, dass er immer bei ihr sein würde, wohin sie auch das Leben führen mochte, dass niemals etwas zwischen ihnen sein sollte — aber er blieb stumm.

Da küsste sie ihn flüchtig auf die Lippen, und das helle Mondlicht verriet ein reizendes Erröten ihrer Wangen.

Die Seemöve

Von Liam O'Flaherty

Die Seemöve war sehr hungrig. Sie stand in der Luft über dem Fischerdorf mit herabhängenden Beinen, die Flügel hielt sie vollkommen ruhig. Sie wandte den Kopf zur Seite, und ihre scharfen kleinen Augen blinzelten. Ueber ihr und ein wenig nach rechts gackerte und tauchte wild eine weisse Schar anderer Möwen. Aber sie hatte ihre eigene Richtung. Sie ging von ihrer Höhe herunter, hielt sich dann sehr nahe am Boden, denn sie hatte etwas erblickt, das die anderen Möwen nicht sehen sollten.

Da lag es verlockend auf einem niedrigen Steinzaun — die fette rote Leber eines Fisches, ungefähr drei Zoll lang und ebenso dick wie lang. Die Möwe, ein Männchen, gierte danach. Sie würde sofort hinunterfliegen und daran beißen, aber sie wollte auch ihrer Gefährtin, die auf dem Rand einer Klippe auf den Eiern sass, ihren Anteil bringen.

Der Zaun, auf dem die Leber lag, grenzte an die

Gasse, die vom Brunnen zum grossen Fliesenfelsen führte, wo die Dorfweiber die Fische, die ihre Männer in der vorhergehenden Nacht im Netz gefangen hatten, wuschen, reinigten und salzten. Junge Mädchen passierten beständig die Gasse, sie trugen Eimer mit Wasser zu ihren Müttern. Und die Möwe war von all dem Lärm ein wenig verwirrt. Die Frauen kauerten in ihren roten Röcken und schwarzen Kopftüchern auf ihren Schuhabsätzen und ihre scharfen Messer liessen die weissen Schuppen in kleinen flockigen Schauern von den Fischrücken auffliegen. Ihre rauhen Rufe, das Blitzen der Messer in der strahlenden Morgensonne, die glitzernden, hin- und hergleitenden Fischhaufen, all das bewirkte, dass der Kopf der Möwe in die Runde ging vor Erregung und Hunger, Verlangen und Furcht.

Da hörte sie ein heiseres ga-ga-ga dicht neben sich, und eine freche Möwe schoss an dem Zaun vorüber, wo die Leber lag, liess sich ein wenig